

Steve Toltz

Fließsand
oder
Eine todsichere Anleitung
zum Scheitern

Steve Toltz

Fließsand

oder

Eine todsichere Anleitung
zum Scheitern

Roman

Aus dem Englischen von
Klaus Timmermann und
Ulrike Wasel

Deutsche Verlags-Anstalt

Für Marlowe

|

»Doch, es gibt unendlich viel Hoffnung.
Aber nicht für uns.«

Franz Kafka

Zwei Freunde,
zwei Pläne
(einer davon geheim)

Unten am Strand, wo kleine kompakte Wellen schäumend gegen schwarze Felsen klatschen, steht ein Rettungsschwimmer, die Füße in den nassen und leicht orangeroten Sand gesenkt, mit nacktem Oberkörper wie ein prächtiger Meer-Jesus. Ein kleiner Junge wird nach einem schlecht getimten Vorstoß in einen Brecher auf seinen schmalen Rücken geschleudert. Ein glatzköpfiger Mann wirft für seinen Labrador einen Tennisball ins Wasser, und ein anderer, offensichtlich fremder Hund springt hinterdrein. Durch einen Dunstschleier kickt eine Brünette – groß und von da, wo wir sitzen, scheinbar mit Brüsten bespickt – Wasser auf den sonnenbeschieneenen Torso ihres blonden Begleiters.

Außer uns sind noch drei andere Trinker da, die bereits an der sonnengebleichten Bar hängen. Es ist elf Uhr morgens. Zusammengesackt in seinem sperrigen Elektrorollstuhl, der irgendwo unten am linken Hinterrad quietscht, wenn er sich hochstemmt, blinzelt Aldo aus sandgepeitschten Fenstern in die Geschwulst aus gleißendem Licht. Er dreht sich zu mir um und sagt: »Ich bin niemandes Muse.«

Ich denke: Das ist ein toller Satz. Ich zücke mein Notizheft, und als er mir einen empörten Blick zuwirft, sage ich: »Jawohl, du Arschloch. Das schreib ich mir auf.«

Aldo wischt Kondenswasser von seinem Bierglas und befeuchtet sich damit die Lippen.

»Ich weiß, du hast keine Lust mehr, mir Futter zu liefern,

aber wenn ich dieses Buch fertig kriegen soll«, gestehe ich, »brauche ich möglichst deinen Segen und mindestens ungehinderten Zugang zu deinen intimsten Gedanken und Gefühlen – du weißt schon, heimliche Fantasien, die verborgen sind in heimlichen Fantasien, die ich schon kenne, so was in der Art.«

»Mensch, Liam. Du nimmst sogar die Selbstverarschung zu ernst.«

»Das *ist* mein Ernst.«

Wir blicken uns in der verspiegelten Bar verhalten lauernd an.

»Dieses Buch«, sage ich, »wird dir dabei helfen, wieder über dich selbst zu lachen.«

»Ich lache noch immer über mich selbst.«

»Aber nicht in dem Maße, wie es deinem irrwitzigen Komikfaktor entspricht. Komm schon, Aldo. Wo ist dein Sinn für Humor geblieben?«

Ich weiß, wo er geblieben ist, aber an diesem Morgen, wo Aldo gerade mal zwei Tage aus dem Gefängnis ist, möchte ich sehen, ob er sich traut, es auszusprechen.

Er tut's nicht – fängt lediglich einen jähen Schwall Speichel mit dem Ärmel auf –, und als sein Gesicht vor Scham rot anläuft, werde ich selbst verlegen.

»Hör mal«, murmele ich, »du könntest den Staat verklagen. Wegen Verletzung seiner Fürsorgepflicht.«

Er wendet sich mir abrupt zu mit gespielt erschrockener Miene – unser alter Gag – und erklärt, dass die Rechtsprechung entweder unpersönlich und gleichgültig ist oder extrem persönlich und schamlos rachgierig und dass, wenn du unserem unberechenbaren Geschworenensystem ausgeliefert bist, ein Haufen Leute über dein Schicksal entscheiden, deren Omeletts du nie im Leben essen würdest, weil du Angst hättest, dass sie sich nicht die Hände gewaschen haben.

Aldo presst den Mund zusammen, als ich mir das notiere mit dem Zusatz: *sagt er mit dem Blick eines Croupiers, der Doppelschichten fährt.* Am Ende der Bar sitzt ein Mann mit einem lan-

gen Pferdeschwanz und glotzt unverhohlen zu uns herüber; er sieht aus, als steckte er tief in seiner eigenen epischen Leidensgeschichte.

Aldo sagt: »Hat schon mal eine Frau zu dir gesagt: Ach, du trauriger kleiner Mann?«

»Nicht wortwörtlich.«

Er dreht seinen Rollstuhl um hundertachtzig Grad und ruft: »Ich empfehle diese Bemerkung allen Frauen als Mittel, um einen Menschen vollends niederzumachen!«

Der Barkeeper sagt: »Geht's auch was leiser?«

Ich frage: »Wer hat dich einen traurigen kleinen Mann genannt?«

Aldo kaut auf irgendwas, vielleicht einem Stück seines eigenen Mundes. Ich frage: »War es Mimi? War es Stella? War es Saffron?« Er schüttelt den Kopf. Ich frage: »War es deine Physiotherapeutin? War es deine Anwältin? Sag bloß nicht, es war die Frau mit den Ohrenkerzen.«

Aldo macht ein Gesicht wie ein Kind, das vom Blitz geweckt wurde. Er sagt: »Wieso soll ich zulassen, dass du über mich schreibst?«

»Weil du den Menschen etwas vermitteln kannst. Nämlich, wie gut es ihnen geht.«

Als sein Lächeln einsetzt, ist es schon im Schwinden begriffen. »Moment mal«, sagt er tonlos, und noch ehe er es ausspricht, weiß ich, was jetzt kommt. »Mir ist da eben eine Idee gekommen, die sich vermarkten lässt.«

»Ach ja?«

Ich mach's mir bequem und lausche den trappelnden Schwimmhautfüßen der Möwen auf dem Oberlicht. Zwei Gäste schlürfen laut und geben dann wie in einem Bierwerbepot herzhaft »Ahhhhhs« von sich. Aus Aldos Mund dringen mehr oder weniger leise blubbernde Laute, die nichts bedeuten. »Dein Gesichtsausdruck«, sagt er, »erinnert mich an die Wartezeit zwischen dem Schuldspruch und der Urteilsverkündung.«

»Erzähl mir einfach von deiner Idee.«

»Du weißt doch, dass wir so große Optimisten sind, dass selbst unsere Weltuntergänge nicht final sind, oder?«

»Was soll das heißen?«

»Dauernd geht's um die Postapokalypse oder die Post-Zombie-Apokalypse. Die Leute denken ernsthaft darüber nach, was sie nach der Endzeit machen sollen.«

»Stimmt. Und?«

»Dann kennst du das leichte Fremdschämen für jemanden, der sagt, dass er nie über den Tod nachdenkt?«

»Klar.«

»Und du weißt, wie merkwürdig es ist, dass Leute jedem x-beliebigen Eiswürfel in ihren Drinks vertrauen?«

»Klar.«

»Du weißt, dass die Leute fürchten, ihre Kinder könnten sie eines Tages ansehen und fragen: Was hast du der Biosphäre angetan, Daddy?«

Ich lache. »Stimmt.«

»Du weißt, früher wollten die Leute Rockstars werden, aber heute wollen sie bloß noch, dass Rockstars auf ihren Geburtstagspartys spielen?«

»Hmm.«

»Du weißt, dass wir Pornografie inzwischen für Meinungsfreiheit halten?«

»Nach dem Motto, ich halte nichts von Tentakelsex, aber ich würde dein Recht, ihn zu produzieren, mit meinem Leben verteidigen?«

»Genau. Und wir haben schon immer gewusst, dass die Leute ihre Freiheit hassen, aber jetzt wissen wir auch, dass sie Privatheit verachten?«

»Sicher.«

»Und du weißt, für den modernen Verbraucher kann ein Ersatz-Zyklus gar nicht kurz genug sein?«

»Natürlich.«

»Und dass wir jetzt, wo es das Internet gibt, nicht mehr

sagen können: ›So was hast du noch nicht gesehen‹, weil alle schon im Alter von zwölf alles gesehen haben?«

»Jepp.«

»Und dass die Leute Schiss haben, dass Gut und Böse sich nicht mehr bekämpfen, sondern bloß in verschiedenen Schichten arbeiten?«

»Äh, kann sein.«

Seine Augen kreisen durch den Raum und kehren erfrischt zu mir zurück. »Ist dir klar, dass der Ausdruck ›Wenigstens bist du gesund‹ heute so viel bedeutet wie, dass deine Organe sich in einem guten Zustand befinden und notfalls als Handelsgüter verkauft werden können?«

»Kein Mensch meint das so.«

»Und dass wir zu unseren Lebzeiten das faktische Ende der Geduld erleben werden?«

Seine Augen suchen in meinem Gesicht nach Wirkungstreffern.

»Okay, meinerwegen.«

Die Ideen erstrahlen und verpuffen, erstrahlen und verpuffen. Seine Finger vollführen auf der Bar einen Trommelwirbel, der mit einem Schnippen endet. »Du weißt, die Leute unterteilen die Welt in privilegierte Weiße und unterdrückte Schwarze und reden nie von Asiaten oder Indern, die ungefähr die Hälfte des Planeten ausmachen?«

»Hmm.«

»Du weißt, dass ein verblüffend hoher Prozentsatz von Leuten Kunstleder mag?«

»Ja.«

»Und dass die Leute tatsächlich glauben, ihrem Glück steht allein im Wege, dass sie sich selbst nicht genug lieben?«

»Sicher.«

»Und dass sie, wenn ihre Bewältigungsstrategien nicht funktionieren, sie die trotzdem einfach munter weiter anwenden?«

»Klar.«

»Und dass der Business sapiens ständig Power-Albträume hat?«

»Er hat was?«

»Schlechte Träume während seines Powernaps.«

»Wenn du meinst.«

Jetzt sieht er aus wie ein Hund, der seine Leine durchgenagt hat und sich gleich auf mich stürzen wird.

»Du weißt, dass die Leute noch immer glauben, glückliche Paare hätten keine Affären?«

»Hmm.«

»Und dass moderne Beziehungen eher bedeuten: ›Ich bleib mit deinen Gedanken allein, falls du mit meinen allein bleibst?«

»Logo.«

»Du weißt, während wir genüsslich dystopische Romane lesen, ist diese Gesellschaft für die Hälfte unserer Bevölkerung eine *reale* Dystopie?«

»Aldo.«

»Warte. Du weißt, dass unsere Angst, so zu werden wie unsere Eltern, sich in die Angst verwandelt hat, Kopien ihrer Genmutationen zu erben?«

»Aldo.«

»Moment. Du weißt, dass keiner, der sich über Einkommensunterschiede beschwert, der Meinung ist, er persönlich habe zu viel Geld?«

»Aldo.«

»Momentchen noch. Du weißt, wenn Leute über die Probleme der Ersten Welt reden, lassen sie Alzheimer und Demenz immer unter den Tisch fallen?«

»Kannst du ...«

»Warte!« Ein Mundvoll Bier läuft ihm aufs Hemd. »Du weißt, wir schlagen uns noch immer mit diesem prähistorischen Kampf- oder Fluchtreflex rum, und jetzt schüttet unser Körper sinnloserweise Cortisol aus, wenn wir bloß hinter dem Bus herrennen?«

»Und?«

»Und dass Online-Blogs dazu geführt haben, dass heute mehr Menschen denn je wissen, wie es sich anfühlt, beschimpft zu werden?

»Was –«

»Du weißt, dass unerwiderte Liebe keinerlei praktischen Nutzen hat?

»Was ist das für eine *Idee*, von der du mir erzählen wolltest?!«

»Wegwerfklos.«

Sein Lächeln sieht aus, wie durch einen chirurgischen Eingriff entstanden. Offensichtlich empfindet er Fremdbegeisterung, *meine* Begeisterung, als er seine eigene Idee hört.

»Was hat das denn mit ... Wie soll das überhaupt funktionieren?«

»Nein, warte, hör zu«, sagt er stirnrunzelnd, die Hände wie zum Gebet verschränkt, und ich lasse ihn weiterreden, darüber, dass »das Hochstapler-Syndrom weit verbreitet ist« und wir alle »von der unsichtbaren Hand des Marktes den Hintern versohlt bekommen«, dass »Risikoinvestoren allesamt versuchen, neue Trends bei sexueller Orientierung zu prognostizieren«, und dass er bloß einen Weg finden muss, die Leute zu erreichen, »die ihre sofortige Wunschbefriedigung am liebsten *gestern* schon haben wollen«, oder »die Hälfte eines Paares, die die Kinder heimlich hat impfen lassen«. Ich denke: Aldos verschwörerischer Flüsterton ist lauter als die Schreie der meisten Menschen.

Eine Reihe Poker-Automaten klingelt unmelodisch; zwei Gäste sind rübergeschlendert. Die anderen an der Bar starren Aldo mit schief gelegten Köpfen an. Der alte Reflex erwacht in mir, macht mich bereit, jeden Moment zu reagieren, und ich registriere Aldos Angst davor, erkannt zu werden, dann seine Erleichterung, weil dem nicht so ist. Ich schreibe: *Er kann keine logischen Schlüsse ziehen, weil bei ihm zwei und zwei immer fünf ergibt*. Er tippt sich leicht mit dem Zeigefinger an die Schläfe.

Ich schreibe: *Bei genauerem Hinschauen sieht er aus wie der Fehlversuch eines Tierpräparators.* Er faselt von »Millisekundenzeigern an Uhren« und von einer App, bei der »du irgendeine gehässige Bemerkung über jemanden eingibst und sofort eine vernichtende Antwort erscheint«. Es ist, als würde ich hören, wie jemand in einem Nebenzimmer ständig durch die Fernsehkanäle zappt, doch erst jetzt wird mir klar, wie sehr mir das gefehlt hat, wie sehr er mir gefehlt hat. Mir ist fast fröhlich zumute. In einem gemächlichen, neutralen Ton, der sonst erbosten Kreditgebern vorbehalten ist und Polizisten, die ihn festnehmen wollen, empfiehlt er »einen Amazon-ähnlichen Online-Markt, bei dem Feilschen obligatorisch ist«, »Services zur Regenerierung der Konzentrationsfähigkeit« und »fest eingeplante Tagtraumphasen für Kinder«. Seine Stimme tut mir gut, wie kühle Luft, aber jetzt komme ich nicht mehr mit, kann mir nur noch stichpunktartig Formulierungen ohne Kontext notieren: »Ehemänner, die rückwirkend Blowjob verlangen«, und »verächtliche Emoticons von heteroflexiblen Zehnjährigen«. Ich schreibe: *Alles, was er sagt, erinnert an seine Marathon-Aussage beim Mordprozess, und alles, was er früher gesagt hat, wirkt jetzt wie ein Vorspann dazu.* Einen Ellbogen auf die Armlehne gestützt, nickt er mir wie zur Begrüßung zu, als hätte ich mich gerade erst hingesetzt, und sagt: »Da Designerbabys zwangsläufig so allgegenwärtig sein werden wie Kalaschnikows ...« Sein langsamer Ideenstrom versiegt allmählich, hat aber die Verspannungen in seinem Körper sichtlich gelöst. Seine Beine, so fällt mir auf, sind vorübergehend gezähmt. Je mehr er redet, desto mehr entspannt er sich – bis es so aussieht, als würde er sich in einem Liegestuhl reckeln. Das ist sein Körper auf Träumen.

Ich bestelle noch eine Flasche Bier und konsumiere sie geschwind. Um diese Tageszeit geht's darum, den Alkohol in sich hineinzubekommen.

Peu à peu, mit jeder Milliarden-Dollar-Idee, die im Sande verläuft und verschwindet, verstummt Aldo. Er beherrscht

das ominöse Schweigen wie kein anderer. Graue Brusthaarbüschel klettern aus dem V-Ausschnitt seines zu engen Unterhemds, das hochgerutscht ist und seinen Bauch zum Vorschein bringt, glänzend wie eine große, frisch gewaschene Kartoffel. Er hat jetzt Fernfahrerarme, auf denen seine zwanzig Jahre alten Tattoos – *Stella* und *Nicht wiederbeleben, das ist mein Ernst* – verblasst und gedehnt sind. Ich weiß noch, dass sein Bizeps mal nicht dicker war als seine Handgelenke. Jetzt sehen seine Adern aus wie blaue Stricke, die ihn umschlingen. Ich schreibe: *Mit seinem Gefängnis-Body – dem kräftigen Oberkörper, den Schultern wie Felsimplantate – ist er ein schwerer Mann in einem schweren Rolli. Ich wäre ungern allein mit ihm in einem Aufzug, der für maximal acht Personen ausgelegt ist.*

»Was soll das bringen?«, fragt er und deutet auf mein Notizheft.

»Lesevergnügen für den Leser. Finanziellen Lohn für mich. Katharsis für dich. Es wird bequemer sein als eine Beichte. Ich übernehm das für dich.«

Der Mann mit Pferdeschwanz rückt einen Hocker näher. Aldo tupft sich mit dem Ärmel Schweiß von den Wangen. »Und worüber willst du schreiben? Worüber genau?«

»Deinen Mordprozess und deine frappierende Aussage natürlich. Deine Unmengen von geschäftlichen Misserfolgen. Dein grässliches Pech. Deinen miserablen Gesundheitszustand.« Ich könnte weitermachen. Also tue ich es. »Deine schrille Verzweiflung. Deine beeindruckende Zähigkeit. Deine demütigenden Pleiten. Dein totes Kind.« Ich stocke. Ich will nicht noch weiter gehen. Oder vielleicht doch ein bisschen. »Deine Traktorstrahl-Persönlichkeit. Dein Motto ›Und ewig lockt das Weib«, nur dass bei dir immer dieselbe Frau lockt. Deine gescheiterten Selbstmordversuche ...«

»Ich habe nie wirklich versucht, mich umzubringen.«

»Red keinen Scheiß.«

Diese Lüge ist dermaßen absurd – seine Selbstmordversuche waren so zahlreich, so eindeutig, so gut dokumentiert –,

dass ich gezwungen bin, die Taktik zu ändern. »Na schön. Was ist mit den nächtlichen Telefonverarschungen, mit denen du dich früher so gern amüsiert hast?«, sage ich. »Zuerst hast du ehemalige Lehrer angerufen, dann Leute im Telefonbuch, die dieselben Namen hatten wie irgendwelche Promis, und am Ende hast du bei der Suizid-Hotline angerufen.« In seinem Gesicht ist ein Ausdruck von verlegener Überraschung, wie ein Hausmeister, der dabei erwischt wird, wie er Dramendialoge von der Bühne in einen leeren Theatersaal ruft. Ich mache ihn nach: »Hallo. Welche Art Knoten würden Sie empfehlen? Einen dreifachen Palstek? Eine Anglerschlaufe? Einen Zeppelinstek? Was ist besser, sich von Polizisten oder von Islamisten erschießen zu lassen? Im Idealfall würde ich mich gern im Schlaf verflüssigen oder mich an der Hand zu meinem Sarg führen lassen. Jedenfalls habe ich keine Lust auf so ein Trara von wegen einen Auftragskiller auf mich ansetzen, um es mir dann, wenn es zu spät ist, wieder anders zu überlegen.«

Er lächelt, beinahe. »Das war ein Witz.«

»Einmal hab ich mitgekriegt, wie du dich im Badezimmer-spiegel angesehen hast und dir mit einem Finger quer über die Gurgel gefahren bist.«

»Daran kann ich mich nicht erinnern!«

»Weißt du noch, was Morrell zu mir gesagt hat?«

Aldo beißt sich auf die Unterlippe. Ich sollte vielleicht lieber ein ganz anderes Thema anschneiden. »Dass niemand Originalität höhnischer abqualifiziert als der hoffnungslos Unoriginelle«, zitiere ich dennoch und rücke meinen Hocker näher. »Er wollte mir eins auswischen. Und auch wenn ich nur ungern zugebe, dass er mit irgendwas richtigliegt, vor allem in Anbetracht von *du weißt schon*, klingt es doch irgendwie richtig, mir fällt nämlich ums Verrecken nichts Neues ein. Deshalb habe ich beschlossen, nicht über etwas zu schreiben, das ich kenne, sondern über jemanden, den ich kenne. Wenn ich dich sozusagen als meine fiktionale Ressource nutzen könnte ...«

Aldo sagt nichts, hält die Augen auf das Fenster gerichtet,

auf die schlanken Palmettopalmen, die im launischen Wind schwanken. Wir seufzen beide, und ich denke, wir haben im Laufe der Jahre so viel Zeit in Bars verbracht, dass sie sich um uns herum gentrifizieren konnten. Der Barkeeper ruft jemandem weiter hinten etwas zu, von dem ich vermute, dass er gar nicht im Gebäude ist. Aldo greift in seinen Getränkehalter und zieht einen Plastikbeutel heraus, der prall mit Medikamenten gefüllt ist. Er zählt zwei eiförmige, fünf elliptische, drei längliche, drei sechseckige, vier kapselförmige und zwei rautenförmige Tabletten in allen Regenbogenfarben ab und spült sie, immer drei auf einmal, mit Bier herunter. Neue Gäste kommen im Gänsemarsch herein. Sie tragen gleichfarbige Wandershorts mit bis zum Schienbein hochgezogenen Socken oder alte Jeans, die vermutlich nie gepasst haben, auch nicht, als sie noch neu waren. Aldo empfängt die Neuankömmlinge mit gehetztem Gefängnisblick. Sie setzen sich an die lange Bar, atmen wie aufgeschreckte Tiere in einer Suhle, tun so, als würden sie Aldos zappelnden Fuß übersehen, seine alarmierenden Beinzuckungen, seinen immer stärker vor und zurück wippenden Oberkörper. Er konnte noch nie still sitzen, wengleich Bewegung und Unruhe sich jetzt größtenteils unter der Haut abspielen, auf der Ebene seiner Nerven: Schweißperlen bilden sich ungeachtet der Klimaanlage und ohne körperliche Anstrengung; seine Hand zittert sichtlich, wenn er etwas hält; er hat ständig Gänsehaut an Armen und Beinen, unabhängig von äußeren Stimuli, und eine Überproduktion an Speichel, den er von den Lippen zurück in den Mund schlürft. Er ist verkrüppelt und verkümmert, sein zentrales Nervensystem ist wild geworden, seine Eingeweide sind in der Defensive. Er hat ein Leben aus sitzenden Ovationen, wolkigem Urin und Schädelschmerzen vor sich. Sein Bewegungsapparat ist im Arsch. Ich schreibe: *Aldos Erfahrung von Zeit. Seine Version von »Vergangenheit«, »Gegenwart« und »Zukunft« ist »die Erinnerung an Schmerz«, »Schmerz« und »die Erwartung von Schmerz«.* Armer Aldo. Die erste Hälfte seiner Haare ist im

Krankenhaus ausgefallen, der Rest ist seinem Schädel im Gefängnis entflohen. Warum konnte Gott ihm nicht wenigstens die Haare lassen?

Ich sage: »Ich hab's satt, dich anzusehen und ein kleineres, mieseres Universum wahrzunehmen.«

Er lacht und sagt: »Pech«, dann fängt er an, mir von den Typen zu erzählen, die er im Krankenhaus kennengelernt hat, einen Tetraplegiker, der Gefahr lief, sich eine Rippe zu brechen, wenn er bloß nieste, und der sich ständig vor Pollen, Pfeffer und Sonnenschein hüten musste, einen anderen mit einem malignen Melanom am Rückenmark und noch einen anderen, der einen Kopfsprung auf eine versteckte Sandbank gemacht hatte und dem die gebrochenen Wirbel schief zusammengewachsen waren, und dass es unerträglich und herzzerreißend zugleich war, im Raucherbereich zusammen mit diesen armen Schweinen zu hocken, die schon einhändig auf den Hinterrädern fahren konnten, als Aldo gerade mal gelernt hatte, sich aus dem Rolli auf einen Toilettensitz zu hieven. Ich blicke nach unten, unterdrücke ein Stöhnen und schreibe: *Ich kann mir nichts Traurigeres auf der ganzen Welt vorstellen, als Socken und Schuhe über diese nutzlosen Füße zu stülpen.*

»Was schreibst du denn jetzt schon wieder?«

Ich zeige es ihm. Wut ist eigentlich keine von Aldos Standardemotionen, deshalb bin ich perplex, als er mit der Faust auf die hohle Armlehne seines Rollstuhls schlägt und schreit: »Ich sorg dafür, dass dein Verlag das Buch vor den Augen deiner Tochter einstampft!«

Der Barkeeper beugt sich vor und sagt: »Seid gefälligst leiser«, und dreht dann Van Morrison unangenehm laut.

Aldo hebt einen steifen Finger in die Luft. Ich denke: Jetzt geht das schon wieder los. Er sagt: »Du weißt, wenn wir Zeitreisen machen könnten, würden die Leute nur kurze Etappen in der Zeit zurückreisen, um dort Vorhersagen zu treffen und ganz toll dazustehen?«

»Klar. Und?«

»Vergiss es. Scheiß drauf«, sagt er und setzt seine Pilotenbrille auf. »Ich rauch jetzt eine.« Er rollt sich nach draußen auf den Balkon, wo Möwen auf dem von der salzigen Meeresluft angerosteten Geländer hocken und wo er eine halbe Packung Streichhölzer braucht, ehe er seine Zigarette trotz des nervigen Windes angezündet hat. Aus der Ferne hat er das verbrauchte und zugleich schmierige gute Aussehen eines »Illusionskünstlers« auf einer Kreuzfahrt. Er schnippt die halb gerauchte Zigarette in Richtung einer Möwe, die er nur knapp verfehlt, und ruft mir über die Schulter zu: »Wie Patricks Daddy mal zu ihm gesagt hat: Wenn's nicht fliegen kann, ist es auch kein Geschoss!«

Ich rufe: »Wer ist Patrick?«

Er ruft: »Mein Zellengenosse!«

Der Barkeeper ruft: »Haltet die Klappe, verdammt nochmal!«

Aldo zeigt ihm den Stinkefinger, rollt dann wie eine Sturmfront wieder herein und schnurstracks zur Behindertentoilette. Er rüttelt an der Klinke.

Der Barkeeper ruft: »Die ist kaputt. Sie müssen die unten benutzen.«

Aldo schwenkt seinen Rollstuhl herum und späht die steile Metalltreppe hinunter.

»Sie sind verpflichtet, eine Behindertentoilette zu haben.«

»Die ist kaputt.«

»Das ist Vorschrift!«

»Die ist kaputt.«

Aldo holt langsam tief Luft und winkt mich zu sich. Er dreht sich um und schaut stocksteif aus dem großen Fenster. Ich trete neben ihn, blicke hinaus auf die in Buschland eingebetteten Häuser mit Terracotta-Dachziegeln und manikürten Rasenflächen, auf raue Kalksteinklippen, auf Surfer, die die Lippen von aufsteigenden Wellen tranchieren. Er sagt: »Bei den medizinischen Fortschritten, die sich ungefähr im selben Tempo vollziehen, wie sich die Lage unserer Umwelt ver-

schlechtert, ist davon auszugehen, dass die Welt in exakt dem Moment unbewohnbar wird, in dem die menschliche Rasse die Grenze zur Unsterblichkeit durchbricht.«

»Wie wahr!« Ich schreibe das auf und sage: »Das hört sich jetzt bestimmt schwul an ...«

»Sag schon.«

»Du *bist* meine Muse.«

»Trägst du mich zum Klo?«

»Klar.«

Er ist nicht leicht in meinen Armen. Ich trage ihn die Treppe hinunter und bugsiere mich dann seitlich in die enge Kabine. Als ich mich bücke, um ihn sachte abzusetzen, spüre ich, wie mein Rücken nachgibt, und – mir bleibt keine andere Wahl, es ist eine sekundenschnelle Entscheidung, reiner Reflex – ich lasse Aldo auf die Toilettenbrille fallen. Er knallt mit dem Kopf gegen den Edelstahlklopapierhalter. Mit dünner, heiserer Stimme: »Mein Königreich für eine intrathekale Morphiumpumpe.«

»Du hast den Zeitpunkt für deinen Abgang verpasst.«

»Ich wollte nie, dass jemand mal über mich sagt: Er atmet jetzt selbstständig.«

»Verstehst du jetzt, warum –«

»Ich verweigere dir meine Erlaubnis!«

»Brauch ich die denn?«

Schon früher in der Highschool hatte er mich gerne mit irgendeinem unglaublichen Geheimnis belastet und mir zugleich das Versprechen abgenommen, es keiner Menschenseele zu erzählen, und wenn ich dann sein Vertrauen einem gemeinsamen Freund gegenüber missbrauchte, stellte sich heraus, dass er dem längst alles erzählt hatte. Tatsache ist jedenfalls, dass ich nicht als Einziger von seiner Existenz fasziniert genug bin, um sie dokumentieren zu wollen. Ich habe zahlreiche Konkurrenten, die sein schmerzverzerrtes Gesicht auf Leinwand gebannt, seine totäugige, griesgrämige Miene in Regenwurmrosa und Neongelb gemalt, seine Krämpfe wie

Falten in Stoff gezeichnet, seine Beine skizziert haben, um deren erheblichen Verlust an Knochendichte abzubilden, die seine gebeugte Gestalt in glasierter Keramik heraufbeschworen haben, in Pastell- und Ölfarben, in Gips und Ton. Ich habe akkurate kleine Arbeiten gesehen, die den Kollaps seiner gesamten kraniofazialen Region digital animiert darstellen, und Wandbilder von ihm, wie er mit dem Gesicht voran in einen Köcher voll Pfeile fällt. Man hat meinen besten Freund zugeschnitten, manipuliert, mit Photoshop bearbeitet, in Blisterfolie verpackt und verschickt. Ich habe seine erschöpfte Grimasse schon so oft auf glänzendem Gradationswandelpapier gesehen, dass mir meine eigenen bloßen Augen leidtaten.

»Willst du da stehen bleiben und zusehen?«

Ich gehe wieder nach oben an die Bar und setze mich. Wolken schwimmen in einem wässrig blauen Himmel. Ein schlafes, warmes Wetter. Ich fühle mich schläfrig. Die Musik ist laut, und ich weiß nicht, ob ich hören werde, wenn Aldo mich von der Toilette aus ruft. Ich überfliege meine Notizen und denke: Es wird ihn ärgern, wenn ich ein ganzes Buch schreibe, wo ein Foto von seinem schreienden Gesicht es auch getan hätte.

Der Barkeeper sagt: »Haben Sie noch einen Wunsch?«

Ich seufze. »1929 hat Georges Simenon einundvierzig Romane geschrieben.«

»Was?«

»Bourbon mit Cola.«

Während der Barkeeper mein Glas füllt, zünde ich mir eine Zigarette an.

»Gehen Sie raus«, sagt er.

Ich reagiere nicht, nehme einen tiefen Zug.

»Ich rufe die Polizei.«

Ich lache und öffne meine Jacke so weit, dass meine Knarre zu sehen ist.

Der Barkeeper beugt sich vor. »Dann tragen heutzutage sogar Schriftsteller Schusswaffen?«

Ich sage: »Worauf Sie sich verlassen können.«

Das lange Reifen einer Idee

»Wir machen Kunst, weil das Leben eine Geiselnahme ist, bei der unsere Entführer stumm sind und wir nicht mal ihre Forderungen erahnen können«, sagte Morrell in einer seiner verwirrenden verbalen Volten, wobei er seinen gekrümmten Finger auf die Gerichtsdokumente stieß, die ich mit in die Schule gebracht hatte. Es war mein Abschlussjahr, ein Winternachmittag im Klassencontainer, nachdem meine Mitschüler gegangen waren. An der mattgelben Wand hatte Blake Carneys Gemälde einer Negerpuppe mit Hakenkreuz Morrells Aufmerksamkeit erregt, und er blieb davor stehen und sagte etwas, das sich ganz so anhörte wie: »Ungenutztes Talent übt Abwärtsdruck auf den Geist aus.« Meine Unsicherheit war auf die nervtötende Verkehrsgeräuschkulisse zurückzuführen – die Schule lag in der Nähe eines Bahnhofs an einer belebten Straßenkreuzung unter einer Einflugschneise –, weshalb ich all meine Aufmerksamkeit aufbieten musste, um ihn bloß zu hören. Und ich wollte ihn hören. Obwohl die Schmierereien auf den Schülerklos der Zetland High unseren Kunstlehrer traditionell als sprechenden Anus darstellten, mochte ich den Mann; abgesehen von den geplatzen Kapillargefäßen auf seiner Nase und den irrwitzigen Falten, die wie nach dem Zufallsprinzip in seine Kleidung hineingebügelt waren, hatte er sich relativ gut gehalten und war die meiste Zeit ein ruhiger Vertreter, der sich nur über Schuleschwänzen, Taubenfüttern, hemmungsloses Gähnen, seine eigenen Nasennebenhöhlenentzündungen

dungen und den schöpferischen Geist aufregte. Morrell schritt durch die Klasse, als wollte er mit mir eine Besichtigung machen. Er sagte: »Wir erschaffen Dinge aus demselben Grund, der uns veranlasst, überhaupt etwas zu tun: Angst vor der Alternative«, dann legte er auf dem abgewetzten Teppich eine Pirouette hin, schnappte sich vom Lehrerpult das von ihm selbst verfasste Buch – *Innen Künstler, außen Künstler* (das er zum Leidwesen von Mr Hennelly, unserem schwächlichen, wortkargen Schuldirektor, in den Lehrplan geschmuggelt hatte) – und schrieb daraus in einer makellosen, aber winzig kleinen Schrift, die ich nur mit zusammengekniffenen Augen entziffern konnte, folgende lange Passage an die Tafel: *Leider versäumen Ärzte es, junge Eltern auf eine zunehmend verbreitete postnatale Komplikation hinzuweisen, die darin besteht, dass ein kleiner Prozentsatz von Neugeborenen sich zu Anthropologen in ihren eigenen Elternhäusern entwickeln werden, als wären sie gezeugt worden, um die haarsträubenden Schwächen ihrer Eltern zu studieren und aufzuzeichnen, die wiederum nicht ahnen, was für kaltherzige Beobachter sie sich in ihr Leben geholt haben. All diese bedauernswerten Mütter und Väter hatten lediglich den Wunsch, niedlichere Versionen ihrer selbst zu erschaffen. Stattdessen haben sie nun einen mitleidlosen Informanten am Hals, der nicht davor zurückschreckt, sie bei der niedrigsten Instanz zu denunzieren – der Allgemeinheit. Anders ausgedrückt, es ist so, wie der Dichter Czesław Miłosz einst sagte: Wird ein Schriftsteller in eine Familie hineingeboren, so ist diese Familie dem Untergang geweiht! (Ausrufungszeichen von mir.)*

Um diesem Absatz Zeit zu geben, seine volle Wirkung zu entfalten, stupste Morrell einen weggeworfenen Vicks-Inhalierstift mit dem Fuß an und schaltete einen einstufigen Abluftventilator ein, der seinen eigenen muffigen Geruch durch den Raum pustete. Ich saß teilnahmslos auf dem orangen Plastikstuhl und versuchte, mich daran zu erinnern, wie ich mich verhalte, wenn ich ehrlich fasziniert bin. Gelbliches Dämmerlicht fiel auf die ordentlichen Tischreihen. Der Parkplatz draußen war leer. Zugluft drang durch eine zu lose Fuge im Boden.

Morrell starrte aus dem Fenster und schrie: »Nicht die Tauben füttern, Henderson!«, marschierte dann rasch wieder zur Tafel und schrieb: *Es ist wichtig, stets Partei zu ergreifen. Für beide Seiten*, ehe er sich umwandte, um sich zu vergewissern, dass mein Gesicht gespannte Aufmerksamkeit zeigte. »Alles klar?«, fragte er. Ich blickte nach unten auf die Art von Teppich, die man nicht in Kontakt mit bloßer Haut bringen möchte. Er trat näher, und einen Moment lang dachte ich, er würde meine Hand nehmen oder mir die Schulter tätscheln. »Ich weiß, was es bedeutet, jemanden zu verlieren«, sagte er. Ich biss die Zähne zusammen. Ich war den Tränen nahe, schniefte schon mal vorab. Offenbar war es mir unmöglich, den behaarten Kropf aus Trauer und akuter Schwermut zu verbergen, der aus mir hervordrang.

Im Jahr zuvor war meine große Schwester Molly beim Überqueren der Straße von einem jungen Polizeibeamten totgefahren worden, der sich gerade einer Verfolgungsjagd auf der Shortland Esplanade im East End von Newcastle hingab. Der Richter fragte, ob wir eine Erklärung zu den Auswirkungen der Tat auf uns Angehörige abgeben wollten, aber meine Mutter konnte ihre Gefühle kaum in Worte fassen, ohne die Trauer einer anderen Mutter zu plagieren. Da wir alle wollten, dass der frischgebackene Constable John Green so leiden sollte wie wir – oder doch wenigstens die Höchststrafe erhielt –, willigte ich ein, einen schriftlichen Erklärungsversuch zu formulieren. Im Laufe einer langen, unerquicklichen Nacht schrieb ich, dass Mollys Tod ein *Anti-Wunder* darstellte und dass wir wie *Äxte und Holz* geworden waren, uns selbst *zu Tode* hackten, dass wir uns seit dem Unfall *grau, verflucht, entstellt, aufgeplatzt und an Herz und Seele geschrumpft* fühlten, dass wir *Angst vor Straßen, Autos, Telefonen, Regen, Vögeln* hatten und *auf Sirenen und Blaulicht und sich entfernende Rücklichter mit regelrechten Panikattacken* reagierten, dass uns vor *Zöpfen, Zahnsparungen, tief sitzenden Ohren* graute, überhaupt vor allem, was uns an Molly erinnerte: *Neckholder-Tops, rausgewachsene Dauerwellen, Frauen und die Art von*

Männer, die sie niemals heiraten würde – also alle Männer ... Jetzt kommt mir der Gedanke, dass die Verurteilung von Constable John Green zu acht Monaten im offenen Vollzug – mein erster Vorgeschmack auf Erfolg – mich auf dem Weg des Künstlers bestärkte (oder, wie Morrell es oft schreibt, des künftlers, mit einem winzigen – Schriftgrad 8 – kleinen »k«). In einem ungenierten Versuch, noch länger im Rampenlicht zu stehen, hatte ich Morrell meine Erklärung gezeigt und verkündet, dass ich mit dem Gedanken spielte, daraus eine Short Story für den vom *Sydney Morning Herald* ausgeschriebenen Wettbewerb »Nachwuchsautor des Jahres« zu machen, was ihn wiederum zu dieser spontanen und ungebetenen Masterclass nach Unterrichtsschluss veranlasst hatte. (Meine Erklärung brachte mir nebenbei auch die widerwillige Anerkennung meiner Eltern ein. Vor der Verurteilung des Constable hatten sie meine frühen jugendlichen Schreibversuche keineswegs wohlwollend betrachtet: Short Stories über die gleichgeschlechtlichen Seitensprünge meines Vaters und später über Mollys Dysmorphophobie und schließlich einen Einakter, in dem ich meine Eltern als Vergewaltiger darstellte und sie dazu zwang, sich bei der Aufführung selbst zu spielen.)

Morrell fuhr fort. Er schrieb: *Vergiss den Kinderwagen im Flur – der einzige Feind der Kunst sind unaufhörliche sexuelle Fantasien.* Und: *Der erste Schritt ist das Eingeständnis, dass all deine Vorstellungen vom Schreiben eines Romans damit anfangen, dass du das Wort »ENDE« tippst.* Und: *Als Anfänger hast du den Vorteil, den Wert deiner Arbeit haargenau zu kennen (null Cent).* Plötzlich sprang er ans Fenster und fummelte an den nur noch an einem dünnen Faden hängenden Jalousien herum, weil er Aldo bemerkt hatte, der durch die dreckige Scheibe spähte und eine Masturbationspantomime vollführte. Morrell winkte ihm zu wie von einem Festwagen und öffnete das Fenster einen Spalt, damit seine Stimme auch nach draußen drang. Aldo stützte die Ellbogen auf die Fensterbank und zog ein verächtliches Gesicht, das ich geflissentlich ignorierte. In Wahrheit war ich dankbar

und fühlte mich geschmeichelt, weil Morrell mir in seinem letzten Schuljahr als Lehrer so viel Aufmerksamkeit schenkte, ehe er sich ganz seiner Malerkarriere widmen würde, womit er ständig drohte, auch wenn ich mir dafür eine Flut von Ratschlägen anhören musste, die wortwörtlich aus seiner eigenen zweihunderttelf Seiten umfassenden, absatzlosen, abschreckenden Schrift stammten, die Aldo für unverständlich und einschläfernd langweilig hielt, die ich jedoch schätzte – und das nicht nur, weil das Wort »masturbatorisch« siebenundzwanzigmal darin vorkam – und aus der er jetzt an die Tafel schrieb, *nicht durchzudrehen, wenn dein einziger Kunstgriff nicht mehr greift*, und dass ein Schriftsteller, falls ich denn ein solcher werden sollte, Folgendes brauche: *die Landschaftswahrnehmung eines Heckenschützen + den düsteren Drang, der Realität den Spiegel vorzuhalten + das feine Gehör eines Jägers + einen kränklichen Persönlichkeitstyp + die Lesegewohnheiten eines Schwindsüchtigen + ein Innenleben wie eine Eiserne Lunge + eine positive Einstellung zu Lendenwirbelstützen + eine instinktive Bindung an das geschriebene Wort + ein ausgeprägtes Interesse daran, aus den Tragödien deiner Zeit Kapital zu schlagen + die Fähigkeit, ohne Bestätigung von außen leben zu können + eine unbezwingbare Neugier, die dir das Recht gibt, fast jedermann auf dem Planeten Erde zu belauschen oder zu stalken*. Jede einzelne Formulierung unterstrich er aggressiv, bis das Klassenzimmer dank der Tafel aussah wie die Einsatzzentrale im Hauptquartier eines Wahnsinnigen.

Ich blieb die ganze Zeit untätig, mit einem zunehmend verwirrten Grinsen im Gesicht. Vom Fenster aus sagte Aldo laut: »Himmelherrgott noch mal«, und ging weg. Nun fing Morrell an, Aphorismen zu schreiben, die ich nicht verstand. *Applaus kann verletzend sein, aber manche stehenden Ovationen sind tödlich*. Und: *Ohne Gottes Gnade wäre Gott verloren* sowie explizite Warnungen, die irgendwie an meinem ganzen Nervenkostüm zupften und zerrten: *Sobald du einen Plan B gefunden hast, auf den du zurückgreifen kannst, wirst du auf ihn zurückgreifen. Was auch immer du tust, unterlass es, dir Zusatzfähigkeiten anzueignen*

oder Spezialwissen zu sammeln oder irgendeinen Beruf zu erlernen – sobald du »qualifiziert« bist, hängst du lebenslang am Haken. Seine feuchten Augen schienen melancholische Geheimnisse zu bergen, als er sagte: »Vor allem, Liam, musst du dein ureigenes Thema finden.« »Was soll das sein?«, fragte ich. Er grinste, klatschte sich ein Nikotinplaster auf den Arm und sagte: »Gott weiß es schon, und du musst erst noch dahinterkommen.« Das war das Letzte, was er an diesem Nachmittag sagte. Ich weiß noch, dass Morrell auf seine polarisierte Sonnenbrille trat, die ihm beim Bücken aus der Brusttasche gefallen war, und dann etwas machte, was wie Dehnübungen für die Wadenmuskulatur aussah, während er den blauen Eimer inspizierte, der bis zum Rand mit Regenwasser gefüllt war, das aus dem schwarzen Schimmel in der Korkdecke getropft war, über den sich die Schulpflegschaft schon lange aufregte. Der beherrschende Aspekt dieser Erinnerung war jedoch das seltsame Wohlgefühl, das ich an jenem Nachmittag allein mit Mr Morrell empfand, ohne eine Spur von meiner akuten Paranoia gegenüber Autoritätspersonen, sodass ich, auch wenn ich ihm den Rücken zuwandte, kein einziges Mal das Geräusch eines sich öffnenden Reißverschlusses halluzinierte.

2

In dem Jahrzehnt nach der Highschool schrieb ich auf der Jagd nach meinem schwer fassbaren ureigenen Thema jede Menge über meine kindliche Faszination für spontane Selbstentzündung, Fließsand, Piranhas, die Beulenpest, Zeitkapseln, den Äquator, blinde Passagiere, Riesenkraken, Narkolepsie und eine Mission, die ich mit siebzehn Jahren unternahm, um die Buckligen unserer Stadt ausfindig zu machen (wir haben zwei). Ich schrieb auch über meine diversen Liebesabenteuer mit Bisexuellen beiderlei Geschlechts, und wie es dazu kam, dass ich Jobs übernahm, die normalerweise von illegalen Ein-

wanderern oder von Häftlingen auf Freigang erledigt werden – das heißt, wie ich unten anfang und mich dann zur Seite arbeitete, vom Tellerwäscher in einem italienischen Restaurant zum Tellerwäscher in einem japanischen Restaurant, vom Kassierer in einem Sportgeschäft zum Kassierer in einem Zoogeschäft und so weiter, wie ich Hotlines besetzte, Uniformen von Fast-Food-Ketten trug, Leute abwies, die nur reinkamen, um die Toilette zu benutzen, darauf wartete, dass Kunden nach dem Weg zu unserer Konkurrenz fragten, die Wir-sitzen-doch-alle-im-selben-Boot-Mienen meiner Kollegen unerträglich fand und Anweisungen von Bossen befolgte, denen offenbar nicht nach Strick oder Rasierklinge zumute war und die deshalb versuchten, sich mit ihrer grundsätzlichen Einstellung umzubringen. Das Problem war ein zweifältiges: Nichts, was ich schrieb, taugte etwas, und mein eigenes Leben in der Warteschleife zu leben hatte eine kalte, distanzierende Wirkung. Statt Beziehungen hatte ich Abenteuer, statt Affären hatte ich Eskapaden. Allmählich beschlich mich der Verdacht, dass etwas Dunkles und Raubtierhaftes in meiner Seele die Neugier verdrängt hatte, dass ich mir, nur um Material zu bekommen, absichtlich ein unstetes Arbeitsleben ausgesucht und unpassende Männer und Frauen gefunden hatte, mit denen ich in geschmacklos eingerichteten Schlafzimmern vögelte und rumknutschte. Das unerwartete Ausrufungszeichen hinter dieser Ära kam eines Morgens nach einem One-Night-Stand mit einer blasshäutigen Kellnerin mit Strichcode-Tattoo, die mich als Promi-Ficker bezeichnete, als ich versuchte, mich aus dem Zimmer zu schleichen. Ich drehte mich um und fragte: »Was soll das heißen? Bist du etwa ein Promi?« Anscheinend hatte sie eine Staffel lang in einer TV-Soap mitgespielt und gedacht, mein Interesse an ihr basierte auf ihrem »Star-Status«. Als ihr klar wurde, dass ich keine Ahnung hatte, wer sie war, bekam sie einen Lachanfall, was ich ziemlich unwiderstehlich fand. Sie hieß Tess, und gerade mal elf Monate später saß ich als verheirateter Mann in einem Kreißaal und

umklammerte ihre Hand in einer Zu-spät-für-eine-Epiduralanästhesie-Situation, während sie vom großen, unaufhaltsamen Auftritt des wahren Stars an die Wand gespielt wurde. Ich erinnere mich, dass ich, während Tess mit unserem nagelneuen puterrotten Baby Sonja im Arm weinte, unter aller Liebe, allem Schrecken und aller Ehrfurcht einen jähen Druck in der Brust spürte und die Gewissheit, dass meine Schriftstellerei, falls ich jetzt keinen Erfolg hatte, für alle Zeit ein bloßes Hobby bleiben würde.

Mein signiertes Exemplar von *Innen Künstler, außen Künstler* war für mich zur reinsten Bibel geworden und lieferte mir jede Menge widersprüchliche Ratschläge, wie zum Beispiel: *Musen inspirieren, aber sie vergewaltigen auch – arglos, wie ein küssender Onkel, oder grausam, wie ein Oma-Schänder*, und: »*Inspiration durch die Musen*« ist das »*Bloß-Befehle-Ausführen*« des kreativen Aktes, und: *Wenn du auf der Suche nach Einfällen bist, ruf dir in Erinnerung: Oft sterben Menschen, während sie auf der Toilette sitzen und pressen*. Mitten in dieser Verwirrung beschloss ich, meine dreiköpfige Familie, die in einen Industrievorort zog, in eine kleine Wohnung mit einem verrosteten, zweitürigen Toyota Celica vor der Tür, fliegenden Kakerlaken im Wohnzimmer und einem Minibalkon, der von nassen Krähen belagert wurde, diese meine Familie also zu meinem Thema zu machen. Doch während die Jahre vergingen und ich über die übellau-nigen, störrischen Schreie der frühen Kindheit schrieb oder über den tropfenden Hahn der Ehe oder überhaupt irgendwas – die Katastrophen und Blutorangen-Sonnenuntergänge meines Landes, seine altertümlichen Genozide und Heilsarmee-Lagerfeuer in Mülltonnen; über das Neue Australien, darüber, dass es unter uns seit fünfzig Jahren keinen Stoiker mehr gegeben hatte –, wusste ich, dass ich meinen Heiligen Gral, mein ureigenes Thema noch immer nicht gefunden hatte.

Obendrein machte mich immer, wenn ich mitten im Schöpfungsprozess war, ein Satz aus *Innen Künstler, außen Künstler*

völlig fertig; wiederholt scheiterte ich daran, eine erfundene Geschichte überzeugend oder originell zu strukturieren, und es gelang mir einfach nicht, sooft ich es auch versuchte, spannende Handlungsplots zu entwerfen, realistische Dialoge oder überzeugende Charaktere zu schreiben, und als ich dann befand, dass der traditionelle, konventionelle Roman ein artifizierlicher und durchschaubarer Anachronismus war und ich nicht länger meine Zeit damit vertun sollte, geißelte mich Morrells Buch: *Die Kunsttheorie eines Künstlers beruht stets auf seinen Defiziten als Künstler, und seine Leidenschaft für diese Theorie steht in einem direkt proportionalen Verhältnis zum Ausmaß seiner Schwächen*. Als ich mich daran versuchte, die Erwartung einer linearen Erzählungsweise ad absurdum zu führen und einhundert Seiten mit fragmentarischen Segmenten füllte, wahllosen Absätzen, die in beliebiger Reihenfolge angeordnet werden konnten, stieß ich auf folgendes Zitat: *Nur wer von der Qualität seiner Inhalte enttäuscht ist, entwickelt ein überstarkes Interesse für die Form*. Ich hatte mir eingeredet, außerordentlich experimentell zu sein, doch Morrells Buch erklärte: *Wenn Leute über künstlerisches Risiko sprechen, meinen sie meistens kommerzielles Risiko. Ihre Frage lautet nicht: »Wird es gelingen?«, sondern: »Wird es gekauft werden?«* Als ich aus kläglicher Verzweiflung versuchte, eine Pastiche meiner Lieblingswerke zu schreiben, und dabei öfter in reines Plagiiieren abglitt, las ich den Dämpfer: *Nur wer keinen persönlichen Stempel hat, hält nichts von Urheberrechten*.

Meine Zukunft lag hinter mir. Ich war dreißig Jahre alt, trat seit über einem Jahrzehnt auf der Stelle und war permanent deprimiert wegen meiner unergiebigsten Tage und Nächte, beneidete Tess' Schauspielerfreunde, die ihre Träume schon aufgegeben hatten, die »erwachsen« geworden waren und »sich verändert« hatten, während ich mich Jahr für Jahr in dasselbe verwandelte, was ich schon im Vorjahr gewesen war. Zu allem Übel schien die Härte des Elterndaseins – die endlose Abfolge von Sonnenaufgängen, unaufhörlicher Hausarbeit und unterschiedlichen Zeitplänen – uns kleinzukriegen. Vielleicht war

das der Grund dafür, dass ich, wenn sich unsere Wege dann doch mal kreuzten, und nicht bloß, wenn ich nach Hause kam und feststellte, dass ich in Abwesenheit irgendeines häuslichen Verbrechens für schuldig befunden worden war, allmählich den Eindruck bekam, Tess würde sich ein kleines bisschen an meinen Niederlagen ergötzen. Vielleicht war ich bloß hyperempfindlich und überinterpretierte manche Anhaltspunkte, aber alles bekam plötzlich eine tiefere Bedeutung: die Nacht, als sie mich zwang, mir Anti-Schnarch-Stöpsel in die Nasenlöcher zu stopfen; der Tag, als ich sie bat, mir den Rücken zu kratzen, und Narben davon zurückbehielt. Und auch wenn ich es nicht beweisen kann, bin ich mir ziemlich sicher, dass sie meinen Ehering stibitzte, um mir dann vorzuwerfen, ich hätte ihn verloren. Gleichzeitig wurde Tess' Unabhängigkeitsaura stärker. Ihre Pilates-Kurse, durch die sie ihre Schwangerschaftspölsterchen loswerden wollte, machten aus ihr einen Fitness-Junkie mit Bio-Siegel. Sie gewöhnte sich die Ladendiebstähle ab, schloss neue Freundschaften, ging wieder zur Uni. Es war, als wären wir zwar in denselben Zug gestiegen, aber als säße ich in einem abgehängten Waggon, der auf den Schienen zurückgelassen wurde. Sie entglitt mir, und je mehr sie sich entfernte, desto mehr erkannte ich, dass ich sie liebte; und je mehr ich sie liebte, desto mehr schien sie das Interesse an mir zu verlieren. Am Abend meines einunddreißigsten Geburtstags betrank ich mich dermaßen, dass ich meinen eigenen Mund nicht mehr fand, und als ich mich auf Zehenspitzen in eine Wohnung von leichten Schläfern schlich, kroch ich ins Gästebad, in das ich oft während des Abendessens verschwand, um einen Moment lang lautlos zu schreien. Ich fischte *Innen Künstler, außen Künstler* aus dem Mülleimer, in den Tess es entsorgt hatte, weil sie mir vorwarf, ich würde mich auf unnatürliche Weise diesem alten Lehrer ohne jede pädagogische Geltung verbunden fühlen, der über Kunst lehrte, ohne je ein Kunstwerk zustande gebracht zu haben. Ihr Argument war durchaus nachvollziehbar. Google verriet mir,

dass Morrell seine Drohung, den Lehrerberuf an den Nagel zu hängen, um zu malen, noch immer nicht in die Tat umgesetzt hatte, aber ich war nicht gewillt, auf dieses Lehrbuch zu verzichten, das ich als eine Art alternatives *I Ging* benutzte. Ich blätterte es verzweifelt durch, suchte nach einem erleuchteten Weg durch die Dunkelheit. Und auf Seite 86 fand ich Folgendes: *Wenn du mit einer Arbeit anfängst, erwarte nicht zu viel. Stell dich darauf ein, dass es dir ergehen wird wie dem Bräutigam, der aus den Flitterwochen unerwartet als Witwer heimkehrt.* Dieser Rat war ein Glücksfall. Wie immer schien das Buch genau auf meine jeweiligen psychologischen Barrieren einzugehen, diesmal auf meinen lähmenden Perfektionismus. Es inspirierte mich, noch einmal anzufangen. Einen letzten Versuch zu starten. Aber worüber sollte ich schreiben?

Dann, auf Seite 99, das: *Falls du nicht weiterkommst, steig bis tief hinab in den Abgrund und exhumier das besondere Entsetzen, das dich geformt hat.*

Das war's. Ich würde über Mollys Tod schreiben – meine Erklärung zu den Auswirkungen der Tat auf uns Angehörige nicht in eine Short Story verwandeln, sondern in einen Roman! Doch anstatt aus der Perspektive des trauernden Bruders zu schreiben, würde ich mich in den Mörder hineinversetzen, den jungen Cop. Und dafür musste ich Recherchen anstellen. Ich würde Polizisten interviewen. Oder besser: Ich würde Polizisten vögeln. Oder noch besser: Ich würde auf die Polizeischule gehen!

Und das tat ich dann, sechs anstrengende Monate lang. Nach Feierabend schrieb ich über einen Polizeischüler, der ein hartes Fitnesstraining absolvierte und lernte, wie man den Verkehr regelt, mit Schusswaffen umgeht und Personengruppen, die sich der Festnahme widersetzen, körperlich unter Kontrolle bringt, und der zwei Monate nach seiner Abschlussfeier an der Polizeischule ein junges Mädchen mit seinem Auto totfährt und mit den Konsequenzen leben muss. Ja, das war die richtige Idee, dessen war ich mir sicher. Und ermuti-

genderweise sah Tess das auch so. Zur Demonstration ihrer Unterstützung tauschte sie den Couchtisch gegen einen Schreibtisch aus und verwandelte unser Wohnzimmer in eine Schriftstellerklause. Sie kochte oder holte irgendwo etwas zu essen, und auch wenn sie die Mahlzeiten spitzmündig und mit einem schnippischen »Nicht zu fassen, dass ich dich von vorne bis hinten bediene« auf meinen Schreibtisch stellte, packte sie an den Wochenenden Sonja warm ein und ging mit ihr nach draußen, damit ich in Ruhe arbeiten konnte, und wenn ich bis spätnachts schrieb, ließ sie mich am nächsten Morgen auschlafen. Ich weiß noch, dass ich eines Nachmittags von meinem Schreibtisch aufschaute und Tess im Türrahmen stehen sah, wie sie mich mit genau dem hoffnungsfrohen Gesichtsausdruck beobachtete, nach dem ich mich gesehnt hatte.

Doch auch mein Roman erwies sich als Fehlschlag. Das ganze nächste Jahr hindurch sammelte ich Ablehnungen von jedem großen und kleinen Verlag in Australien. Niemand wollte etwas damit zu tun haben. Tess glaubte, mein Roman litt an einem Mangel an Empathie und an einem beinahe autistischen Verständnis dafür, wie Menschen ticken, was ich als relativ unverhüllte Kritik an meinem allgemeinen Lebensproblem auffasste. Zum ersten Mal empfand ich echte Verzweiflung. Ich hatte nicht nur mich selbst enttäuscht, sondern auch ein weiteres Jahr vergeudet und der Erinnerung an Molly einen Bärendienst erwiesen, es war, als hätte ich mein genetisches Material auf die Seiten meines Romans übertragen, um dann festzustellen, dass es allgemein abstoßend war. Der einzige Trost, den *Innen Künstler, außen Künstler* mir zu bieten hatte, lautete: *Häufig merkt man zu spät, dass das ausgewählte Thema nicht so richtig mit dem eigenen Talent kompatibel ist, was in etwa einer tödlichen Krankheit entspricht, die sich erst nach dem Tod diagnostizieren lässt.* Diesmal würde ich seinen aphoristischen Text nicht als Antwort hinnehmen – ich musste es von ihm selbst hören, und so schickte ich eine Kopie meines Romans an Mr Angus Morrell, c/o Zetland High – Fachbereich Kunst,

der ausschließlich aus ihm selbst bestand. Zwei Monate später rief er mich an. Ich hatte mit dem Mann seit fast anderthalb Jahrzehnten nicht mehr gesprochen.

»Lektorieren ist so, als würde man mit forensischer Kaltblütigkeit seine eigene Obduktion durchführen«, sagte Mr Morrells koffeinhaltige Stimme zur Begrüßung, »und wenn du kein guter Lektor bist, bist du wie ein Lazarettarzt, der den falschen Arm annäht. Jedenfalls, was auch immer hier passiert ist, es ist bei der Zeugung passiert. Ehrlich gesagt, dieses Buch ist ein echtes Contergankind, und im Augenblick ist der tragische Held des Romans der Autor selbst, den anscheinend sogar die Romanfiguren irgendwie bemitleiden. Dein Ziel sollte sein – ich dachte, das hätte ich deutlich gemacht –, dass der Leser sich fühlt, als würde ihm ein heißer Teelöffel auf ein Mundgeschwür gedrückt ...«

Ich legte auf, während er noch redete. Ich hatte verstanden. Es war alles vergebens gewesen. Oder fast vergebens. In einem hatte Morrell hundertprozentig recht gehabt: *Sobald du qualifiziert bist, hängst du lebenslang am Haken*. Die Miete musste bezahlt werden; ich war zweiunddreißig Jahre alt, hatte eine Frau und ein Kind zu ernähren, und nachdem ich praktisch das komplette Angebot an schlecht bezahlten Aushilfsjobs im Großraum Sydney ausgeschöpft hatte, wurde mir zu meinem Entsetzen klar, dass ich bei der Recherche für meinen Roman und beim Schreiben daran die Qualifikationen eines Polizeibeamten in New South Wales erworben hatte. Das war's. Darauf konnte ich zurückgreifen. Und das, lieber Leser, ist der bescheuerte Grund, warum ein passiver und relativ fauler ängstlicher Schriftsteller – kein Macher und kein Kämpfer und auch kein Anhänger der menschlichen Gesetze – absurderweise Polizist wurde.

Es war an einem verregneten Tag während eines Einsatzes. Ich saß mit drei gewalttätigen, finsternen Erwachsenen – meinen Polizeikollegen –, in deren Anwesenheit ich mich nahezu ständig bedroht fühlte, in einem Streifenwagen vor einem mit Holz verschalten Haus, in dem sich ein lebensmüder und bewaffneter Vater verbarrikadiert hatte, nachdem er sein Kind totgeprügelt hatte. Im Stau stehende Autos hupten in der Ferne, und das Haus warf einen langen, einsamen Schatten über das leere Trampolin und den sommerbraunen, verdorrten Rasen. Meiner Erinnerung nach war das der Tag, an dem es anfang, obwohl es auch andere Tage gewesen sein können.

Abgesehen davon, dass ein unerklärlich hoher Prozentsatz der weiblichen Bevölkerung auf Männer in Uniform steht, ich durchaus Spaß an riskanten Autofahrten habe und es mir einen kindlichen Kick versetzt, Flüchtige zu Fuß zu verfolgen (im wahren Leben bleibt praktisch keiner stehen, um sich mit dir zu prügeln, und schlimmstenfalls sagst du später einfach mit einem Achselzucken: »Er ist mir entwischt«), hasste ich meinen Job. Ich hasste den schaurigen Gesichtsausdruck von Kindern bei Fällen von häuslicher Gewalt; ich hasste die Glückstreffer, wenn ein Fluss mit Schleppnetzen abgesucht wurde; ich hasste es, verkohlte Leichen in geheimen Chrystal-Meth-Laboren zu finden; ich hasste das Tasern und Spraysen und Knüppeln und Fesseln und Festnehmen und Abführen und Warnen und Strafzettelschreiben und Streifefahren; ich hasste sterbende Biker, die offenbar nichts mehr fürchteten, als eines unmännlichen Todes zu sterben; ich hasste es, SUVs zu untersuchen, in deren Reifenprofil Reste eines Kleinkindschädels klebten; ich hasste es, mit traurigen Menschen zu interagieren, die ihren Lebenswillen nur noch aus Rubbellosen zogen; ich hasste es, ein maßgebliches Interesse am Kurzzeitschicksal von Prostituierten, Haschisch-Dealern und

betrunkenen Autofahrern aufzubringen; ich hasste es, brutalen Ehemännern Kontaktverbotsbeschlüsse auszuhändigen und die wütende Verwirrung in ihren Gesichtern zu sehen, da sie sich selbst gar nicht als brutal wahrnahmen; ich hasste es, dass es mir so schwerfiel, nicht ab und an mal etwas Schmiergeld anzunehmen oder ein konfisziertes Gramm Kokain verschwinden zu lassen, und ich hasste die Tatsache, dass ich, obwohl ich deutlich sichtbar einen Schlagstock, eine Dose Pfefferspray und eine geladene Pistole am Gürtel trug, nicht durch die Straßen patrouillieren konnte, ohne von irgendwelchen Zivilisten nach dem Weg gefragt zu werden; und ich *hasste* es, dass mir *mindestens* einmal im Monat ein Vorgesetzter tief in die Augen sah und dieselbe abgeschmackte Frage stellte. Wie jetzt, bei dem Einsatz vorm Haus des verschanzten Vaters. Ich hatte mich im Sitz hochgestemmt, ein Auge auf die zittrige Hand hinter der Gardine gerichtet, als der alte, plumpe Sergeant, der stets versuchte, eine sexuelle Spannung zu erzeugen, wenn er Polizistinnen zusammenstauchte, sich zu uns umdrehte und mit schneidender Stimme die altbekannte Frage stellte: »ALSO LEUTE, WARUM SEID IHR POLIZISTEN GEWORDEN?«

»Mein Vater war Cop«, sagte Constable Brock.

»Meine Lieblingstante ist ermordet worden, und ich hab mir geschworen, in meinem Leben dafür zu sorgen, dass die Drecksäcke dieser Welt ihre gerechte Strafe bekommen«, sagte Constable Miller.

»Und Sie, Constable Wilder?«

Was sollte ich sagen? Die meisten Cops sind in der Schule schikaniert worden und jetzt auf Rache geeicht, oder aber sie sind Wölfe im Schafspelz, die vom Finalen Rettungsschuss träumen, ich jedoch war aufgrund meines Scheiterns hier gelandet, weil meine Sprache versiegt war. Diese Männer sollten nicht wissen, dass wir uns auf konkurrierenden Wellenlängen bewegten und sie gut daran taten, mir zu misstrauen, also fiel mir nichts ein, und ich blieb stumm. Polizisten beherr-

schen den unfreundlichen Starrblick besser als jede andere Berufsgruppe, das muss man ihnen lassen. Die Stille zog sich in die Länge, nur durchbrochen von den hastigen Laufschritten weiterer Nachbarn, die in Deckung flohen, und einer Stimme, die über Funk fragte: »Ist Constable Wilder bei euch?«

»Leider ja«, sagte der Sergeant.

»Constable, kennen Sie einen Aldo Benjamin?«

Ich biss die Zähne zusammen. Diese Frage bildete normalerweise den Auftakt dazu, dass ich gebeten wurde, irgendeine unangenehme Aufgabe zu erledigen. »Alter Schulfreund, Senior Sergeant.«

»Kommen Sie nach Ihrer Schicht noch auf dem Revier vorbei.«

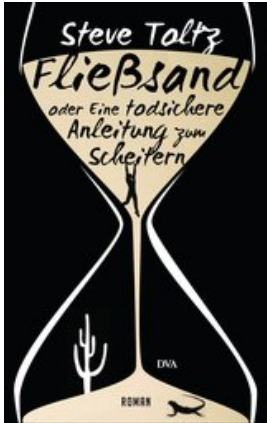
Und ich hasste – das hätte ich fast vergessen –, ich *hasste* es, dass Freunde und Verwandte einen mit rechtlichen Fragen löcherten, wie beispielsweise mein Onkel Hamish, der von mir alles Mögliche über Drogenhandel wissen wollte – wie zum Beispiel, ob der Zoll auch Haarverlängerungen kontrollierte –, und Kumpel, die mich um einen Gefallen baten, wenn es um Strafzettel wegen zu schnellen Fahrens und andere Verkehrsdelikte ging, oder die eine Sonderbehandlung erwarteten, wenn sie gegen das Gesetz verstoßen hatten oder in juristischen Schwierigkeiten steckten, wie das bei meinem alten Freund Aldo Benjamin öfter der Fall war. Als ich an jenem Nachmittag zurück zum Revier fuhr, dachte ich mit wachsender Ermüdung darüber nach, dass Aldo so ziemlich seit dem Tag meiner Vereidigung alle paar Monate in irgendeinem Schlamassel landete, der meine Hilfe erforderte: Schlägerei in einer Bar; Schlägerei in einer Bar mit dem Barkeeper; vom Nachbarn beschuldigt, dessen geliebten Terrier zuerst vergiftet und dann mit dem Auto überfahren zu haben; Erwerb von einem Gramm Kokain dreißig Sekunden vor einer Polizeirazzia; Einstufung als verdächtige Person, dann als verdächtige Person in einem Fahrzeug; Öffnen einer

Wagentür genau vor einem vorbeifahrenden Radfahrer. Neulich hatte er frühmorgens angerufen und mich gefragt, ob ich wusste, ab welchem Alter die sexuelle Mündigkeit beginnt. »Ab sechzehn«, sagte ich. »Zieh dich an«, sagte Aldo zu jemand anderem und legte auf. Es ist ein offenes Geheimnis und praktisch ein ungeschriebenes Gesetz, dass jeder Polizist egal welchen Ranges sich einschalten und um eine Sonderbehandlung bitten darf, wenn jemand aus seinem persönlichen Umfeld einmal Scheiße gebaut hat: ein Vater, der rund um die Uhr überwacht werden muss; ein Cousin, der Personenschutz braucht; ein auf Abwege geratener Kumpel, der Unterstützung oder eine Kautions benötigt. Bei Aldo hatte ich dieses wertvolle Gut weit über Gebühr strapaziert. Bei ihm ging es nicht um das herkömmliche Aufmuntern oder verständnisvolle Zuhören oder um eine Schulter zum Ausweinen, sondern um eine neue Definition von Freundschaft, die ein bisschen Gemauschel mit dem Papierkram erforderlich machen konnte oder auch bewaffnete Verstärkung. Jetzt hätte ich am liebsten vorab auf dem Revier angerufen, um mir ungefähr sagen zu lassen, was mich erwartete. Das konnte alles Mögliche sein, von Drogenbesitz über grobe Fahrlässigkeit bis hin zu einem kolossalen Missverständnis oder einer krassen Fehleinschätzung. Manche Menschen übersteigen die Grenzen deiner Fantasie, und damit musst du dich einfach abfinden.

Ich fuhr von der Schnellstraße ab. Der Großteil von Aldos traurigen Kalamitäten hatte mit seinen geschäftlichen Pleiten zu tun. Nach der Schule war aus Aldo ein notorischer Unternehmer und Kleingewerbetreibender geworden, der ein Händchen dafür hatte, den Markt mit Produkten zu überschwemmen, die sich nicht verkauften, und Projekte zu starten, von denen Kunden sich regelrecht abgestoßen fühlten. Seit über einem Jahrzehnt hatte er die unerklärliche Gabe bewiesen, Investoren zu begeistern und ihr Geld zu verpulvern, und weil seine wiederholten Konkurse auf mannigfache Weise zustande

kamen und weil er bei jedem Neuvorhaben einen enormen Optimismus spürte und dann fassungslos war, wenn es floppte – wobei er es aber irgendwie schaffte, genau dann wieder auf die Beine zu kommen, wenn du ihn gerade ausgezählt hattest –, gab es eine schier unüberschaubare Menge von unglücklichen Kleininvestoren, die es auf ihn abgesehen hatten und von denen jeder Einzelne der Grund für den aktuellen demütigenden Notfall sein konnte.

Die rund fünfzehn Jahre Chaos seit dem Highschool-Abschluss waren für Aldo in einem unternehmerischen Tau-mel vergangen: sein zum Imbisswagen umgebauter 1963er Airstream Trailer (Totalschaden nach Unfall), seine Tanzpartys in Lagerhallen (von der Polizei verboten), seine Verkaufsautomaten mit gesunden Snacks wie glutenfreie Leinsamenriegel und Quinoa-Kekse (irreparabel nach mutwilliger Sachbeschädigung), sein Prototyp eines Geräts, das Spurenelemente von Erdnüssen in Nahrungsmitteln feststellte (funktionierte einfach nicht), sein Bräunungsstudio-Taxiservice (Kunden verklagten ihn wegen Melanomen und Reisekrankheit), seine T-Shirts mit dem Aufdruck *Ich bin nicht betrunken, bin Spastiker, du blödes Arschloch* (insgesamt dreimal verkauft), seine Umstandskleider für Gothics (eine Bevölkerungsgruppe mit einer Abtreibungsquote von fünfundachtzig Prozent). Ganz zu schweigen von seiner Midlife-Crisis-Beratungspraxis, seinem Verkaufsstand für mexikanische Tacos, seinen Schaumstoffbrillen, seiner Recyclingseife und seinen Pfefferminzbonbons für Hunde und seiner Pfotenabdruck-Kunst. Seine Produkteinführungen waren allesamt Lehrstücke in Versagen: Er kannte nie seinen Markt, er drehte Kunden, über die er nichts wusste, qualitativ minderwertige Ware an. Wer waren seine Geldgeber? Wo fand er diese ahnungslosen und tollkühnen Investoren? Seine Mutter Leila gab ihm immer bereitwillig Startkapital. Genau wie seine Freundin Stella. Seine Onkel. Freunde (mich eingeschlossen). Staatliche Kleinkredite für Unternehmensgründer. Business Angel, Männer mit



Steve Toltz

Fließsand oder Eine todsichere Anleitung zum Scheitern

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 528 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-421-04681-9

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: Oktober 2016

Zwei Freunde und tausend Katastrophen

Gescheiterter Schriftsteller, katastrophale Ehe, gefährlicher Brotjob – Liams Leben könnte besser sein. Doch zum Glück gibt es seinen besten Kumpel Aldo, den wahren Meister des Desasters. Und Liam ereilt die Inspiration: Er wird über Aldo schreiben! Um festhalten zu können, an welchem Punkt genau das Leben des auratischen Wiederholungstäters die Abzweigung in die permanente Katastrophe nahm, fährt Liam eine Parade von Aldos Missgeschicken auf, bei der eine in der Halsschlagader steckende Kuchengabel auf einer buddhistischen Hochzeitszeremonie noch das Geringste aller Probleme zu sein scheint. Wie mag das bloß alles enden ... Es gibt sicher noch Hoffnung, aber gibt es sie auch für Aldo?

Originell und mit schier unerschöpflichem Wahn- und Wortwitz erzählt Steve Toltz eine dunkle Komödie über zwei beste Freunde, die unterschiedlicher nicht sein könnten, und schafft so einen zeitlosen Roman über das Wunder, die Tragik und die Absurdität der menschlichen Existenz.



[Der Titel im Katalog](#)